



1926-09-19

Newyork empfängt

Ann Tizia Leitich

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260919&seite=26&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Newyork empfängt" (1926). *Essays*. 139.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/139

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Newyork empfängt.

Von Ann Tizia Leitich (Newyork).

Berühmt werden ist eine Sache, und berühmt sein ist eine andere. Die stellt sich der Laie gemeinhin als eine durchaus rosenrote und ergötzliche Angelegenheit vor. Und auch sie, die „Herrscherin aller Gewässer, die Bezwingerin Neptuns, das Wundermädchen, Amerikas Darling, die Königin der Schwimmer, Amerikas Eroberin des Kanals, Gertrude die Siegerin“ würde es nicht geglaubt haben, hätte es ihr jemand vorher gesagt, daß den Empfang in Newyork auszuhalten gefährlicher sein würde, als vierzehn Stunden lang heimtückische Wellen zu bekämpfen, um ein von allen Schwimmern der Welt ersehntes Ziel zu erreichen und den Engländern und Franzosen das Letzte zu nehmen, das sie gemeinsam besaßen, nämlich den Ärmelkanal.

Da Gertrude Ederle bei Dover das Ufer erreichte, war sie frisch und fröhlich. Aber in Newyork warf sie das Zu viel-Gefeiertwerden [*sic*] aufs Lager, obwohl sie keineswegs unvorbereitet dazu gekommen war. Sie hatte, wie für das Schwimmen, auch dafür trainiert; in England und Frankreich, vor allem aber in Deutschland, wo sie Verwandte hat, war all die vergangenen Wochen hindurch ihrer jungen Tüchtigkeit gehuldet worden. Und wenn man neunzehn ist und über einem Fleischhauerladen auf einer von Newyorks drittklassigen Avenuen aufgewachsen ist, verträgt man viel davon. Aber der donnerartige, der frenetische, der unersättliche Empfang ihrer [Heimatstadt] brach ihre von germanischer Zähigkeit und amerikanischer Selbstbeherrschung gestützte Kraft.

„Ich bin so nervös, so zappelig: und ich war es doch gar nicht beim Schwimmen“, meinte sie, während sie den kleinen lavendelblauen Hut herunternahm, der ihre Schwarzkirschenaugen beschattete und das frische Gesicht, das viel hübscher ist, als die Photographien es wiedergeben; schüttelte dann den Bubikopf, denn vom zehnten, vom achtzehnten, vom dreißigsten Stock herunter kam ein Platzregen von Konfetti auf ihr Haar und schickte über ihre Wangen wieder das strahlende Lachen, das sie seit drei Stunden unausgesetzt zur Schau tragen mußte und schwenkte wieder die Arme grüßend empor, damit die vielen, die nicht das Glück hatten, vorne zu stehen, sondern zehn, zwanzig, dreißig Mann tief drinnen, wenigstens den Schatten ihrer winkenden Hand sehen könnten. Währenddessen drängte links und rechts, vorne und rückwärts berittene und unberittene Polizei die anstürmende Menge zurück, schnitt in sie mit Pferdehufen hinein, daß Verwundete und durch Hitze und Müdigkeit bewußtlos Gewordene hinweggetragen werden mußten, als sei es ein Schlachtfeld. Kleider hingen in Fetzen, Taschendiebe machten sich, vom Landungsplatz in Süden angefangen bis hinauf zur Amsterdam Avenue, wo Gertrudes elterliches Heim war, einen guten Tag und ohrenbetäubende Riesenlärmwogen, ein barbarisches Orchester von Autohuppen jeglichen Temperaments, Menschenstimmen, Stampfen, Applaus, Pfeifen erfüllte die Luft, soweit für Luft überhaupt noch Platz war.

„Ich bin so nervös.“ Ein Moment der Erschlaffung; aber gleich darauf wiederholte sie: „Es ist so wunderbar, alles ist wunderbar, dieser Empfang ist wunderbar. Newyorker, ich danke Euch!“

Sie hielt sich tapfer. Was hätte sie schließlich im Brennpunkt solchen Tohuwabohus sonst Gescheiteres sagen können, da sie das, was ihr wahrscheinlich auf der Zunge brannte, doch nicht sagen konnte, nämlich: „Seht ihr denn nicht, daß ich nach monatelanger Abwesenheit nach Hause komme, daß ich, die ich als kleines Mädchen ging und als Weltchampion zurückkehre, Mutter und Geschwistern Bände zu erzählen habe, nur ihnen, nur zu Haus. Ja, seht Ihr nicht, daß ich nach der langen Reise jetzt einfach nach Hause will.“

Das zu erlauben, fiel ihnen freilich nicht ein, diesen anderthalb Millionen, die *Lunch* und Geschäft und die Wäsche im Waschtrog vergessen hatten, um zu warten, zu schauen, zu feiern, mit teilzuhaben am Glanz um Gertrude. Sie hatte ihren süßen Anteil am Ruhm; aber nun wollte das Publikum auch seine Quote. Und Gertrude mußte lernen, daß Berühmtsein verpflichtet.

Schon auf der „Macon“ begann es, der kleinen, schmucken Jacht der Stadt, während sie der „Berengaria“ entgegenfuhr, die mit Gertrude an Bord um 11 Uhr die ersten Ausläufer des Landes draußen vor dem Hafen erreichen sollte. Im winzigen, eleganten Salon sitzt neben einem großen Gladiolenstrauß eine brünette Frau, wohlgenährt, adrett, lebhaft, fast könnte man sagen, eine Wienerin vom Grund, spräche sie nicht unverfälschtes Amsterdam-Avenue-Newyorkese. Unausgesetzt fächelt sie sich mit einem Taschentuch und unausgesetzt spricht sie; muß sie sprechen. Es ist die Siegerin-Mutter, Mrs. Ederle. Um sie und eng an ihr hängen wie schwärmende Bienen um ihre Königin, *die Gentlemen and Ladies of the press*, die allgegenwärtigen Reporter. Während sie eine Frage hinwerfen, schreiben sie die Antwort auf die vorige auf, den Notizblock auf dem Rücken des Kollegen vor sich, und schnappen schon nach dem nächsten geschwinden Wort der Mistreß.

Die antwortet wie eine Maschine; sie kennt ja diese Fragen schon alle; neues kann sie ja nicht mehr sagen. Ob Trudy Verehrer hat, wie sie über Heiraten denkt, ob sie fürs Theater schwärmt –

„Oh, *she is just a home-girl*,“ wiederholt Mama Ederle; „sie ist bloß ein sehr wirtschaftliches Mädel –“

Ihre Tochter ist jetzt berühmt und hat die Auswahl; aber die Ederle denkt wie alle Mütter: Sicher ist sicher; Kanallorbeeren sind schön, aber sie können morgen verwelkt sein. Doch ein Mann muß vor dem Alltag Ja sagen.

„Ach, kochen tut sie für ihr Leben gern. Spätzle macht sie am liebsten, dafür schwärmt sie.“

„Spatzel – wie schreibt man das?“ fragt die rotlippige junge Person von den „Daily News“.

„S – p – ä – t – z – l – e.“

„*Is that German?*“

„Ja, das ist – *that is German*,“ antwortet die Mama. Im letzten Moment besinnt sie sich und endet ihren Satz englisch. Dann steht sie auf: „So, setzt, bitte, gebt mir aber Ruhe. Ich war so froh diesen Morgen, für einen Tag aus der Küche herausgekommen zu sein, aber meiner Treu, jetzt denke ich fast, die Küche war angenehmer.“

Man bringt ihr ein Glas mit eliter perlenden goldgelben Flüssigkeit.

„Oh, was bekommen Sie da für einen feinen Schluck Champagner!“

Und die Bleistifte kritzeln vergnügt. Das ist etwas – Ma. Ederle als Trinkerin!

Die aber setzt schnell ihr Glas vom Mund ab: „Say, machen Sie keine Witze. Das ist nichts als Ginger Bier, Fast-Bier, da schauen Sie her –.“ Sie hat wirklich keine Lust, als Gesetzübertreterin in die Zeitung zu kommen. „Von welchem Blatt sind Sie? Es ist bloß *ginger-ale* –.“

„Aber natürlich, ich spaßte ja nur, ich beschreibe ja nur Ihr Kleid“, sagt der enttäuschte Reporter.

Schon steht die kleine „Macon“ der Berengaria mit ihren drei arroganten dicken Kaminen und dem langgestreckten Riesenleib gegenüber. Motorboote, Jachten kreuzen, mit Willkommgrüßen bedeckt; Aeroplane surren auf und ab, Musik ertönt; das Bataillon der Photographen und Filmleute harret am Topdeck der „Macon“, angriffsbereit mit der schweren Artillerie ihrer großen Apparate. Als Trudy über die Falltreppe herunter auf die „Macon“ gehoben wird, beginnen alle Nebelhörner, Sirenen und Pfeifen auf allen Schiffen mit aller Macht zu gröhlen [*sic* = grölen], und Mutter, Geschwister, Verwandte, Freunde fallen Trudy um den Hals. Sie trägt ein einfaches dunkelblaues Kostüm, einen blauen Schal und unter dem Knie niedliche Strumpfbänder von derselben Farbe. Sie hat den Kanal für Amerika besiegt, aber statt seines Skalps trägt sie den „Kanal-Scheik“ am Gürtel, eine große orientalische Puppe.

Nur ein paar Minuten lang darf sie unterbrochen Wiedersehensfreude genießen, dann ruft schon die Pflicht. Mitten im kakophonischen Konzert der Nebelhörner und während im Kielwasser der „Macon“ die Feuerboote ihre großen Spritzen öffnen, so daß viel glitzernde Fontänen hoch über dem blauen Wasser in Silber zerstäuben, liefert sich Trudy geduldig den gezückten Bleistiften der Reporter aus. Ob sie Eiscreme gegessen habe, als sie aus dem Wasser kam, und ob der Schleppdampfer sie gehindert habe, und ob sie das Anerbieten, zum Kino zu . . .

„Nichts über Anerbieten, kein Wort über Anerbieten“, unterbricht da streng Trudys Advokat-Impresario.

Die Reporter ärgern sich, denn sie hatten ihre „Geschichte“ schon danach aufgezümt in Gedanken. Und eine Geschichte muß es werden, sonst kann es sie ihre Stellung kosten. . . .

Am Platz hinterm Landungspier wartet Newyork im Sonnenglast, auf der Straße, in den Fenstern, auf den Dächern der Häuser und Straßenbahnwagen. Deutsche Gesellschaften mit Fahnen und Rosenbüschen; der Enzianverein in naphthalinduftenden Hiasl- und Dirndlgewändern, die sich am Hintergrunde des Standard-Oil-Gebäudes pathetisch ausnehmen. Ein langgestrecktes, feuerrotes Auto, ein Geschenk für Trudy. In das springt sie unter dem Willkommenjubel, auf dessen Wogen sie durch das Spalier fährt, Polizei auf Pferden und Motorrädern ihr voraus. Hinauf zum Rathaus und zum Bürgermeister geht es.

„Wir wußten, daß du es vollbringen würdest! – wir glaubten an dich! – wir vertrauten dir!“ ruft die Menge.

Und Gertrude: „Ich bin so stolz, eine Newyorkerin zu sein, für meine Flagge tat ich es, für U. S. A. tat ich es. . . .“

Gertrude ist ein liebes, braves, gescheites Kind, und sie ist sehr weltweise geworden während der letzten Wochen; sie lernt langsam einsehen, daß sie nicht mehr sie selbst allein da ist, sondern daß sie ein Geschäft ist, eine Firma. Daß es gilt, diese ins rechte Licht zu setzen und Heu zu machen so lang die Sonne scheint. Deshalb hat sie auch einen gewiegten Advokaten immer zur Seite, der als ihr Impresario fungiert.

Sie winkt mit der langen Flagge, eine hat sie sich um die Mitte geschlungen; andere Flaggen und Fläggchen steigen und winken ringsumher; unzählige; *Star und Stripes* [*sic*] über allem. Nirgends merkt man die psychologische Aufgabe und Wirkung der Flagge besser als in Amerika. Und dies ist eine Gelegenheit, Nationalstolz wieder einmal lichterloh brennen zu lassen. Als die deutschen Gesellschaften die deutsche Abstammung Gertrudes, deren Eltern als Kinder hinübergekommen waren, in den

Mittelpunkt besonderer Huldigungen stellen wollen, macht man es ihnen sehr bestimmt klar, daß Amerika Trudys Sieg ungeteilt und ohne jeglichen Bindestrich zu besitzen wünsche. Dies kann Deutschland freilich kalt lassen. Denn es hat indes seinen eigenen Kanalchampion bekommen. Vierkötter, der die amerikanische „Königin der Wogen“ um zwei Stunden schlug, und demonstrierte, daß das männliche Geschlecht doch noch nicht auf dem letzten Loch pfeift.

Im Rathaus [*sic*], als sich der Bürgermeister der größten Stadt vor ihr beugt und sie mit George Washington vergleicht (Übergang über den Delaware) und Moses (Durchgang durch das Rote Meer) wankt sie ein wenig; Tränen stehen in ihren Augen. So groß will sie gar nicht sein, so hoch oben schwindelt es ihr wirklich. Sie ist ja bloß ein *Homegirl*.

Aber eben deswegen! Ein *Homegirl* mit ihrer Entschlossenheit, ihrer Gesundheit, ihrem Mut und ihrer Ausdauer, ist es nicht das Beste, auf das ein Land stolz sein kann? Und Dudley Field Malone, ihr Advokat-Impresario, lächelt ihr aufmunternd zu aus seinem hübschen, schlaunen Weltmanns Gesicht.

Dann muß sie warten; zwanzig Minuten; eine halbe Stunde – sie, der Bürgermeister und ihre Gesellschaft sind eingesperrt in des Bürgermeisters Büro: denn draußen stürmt die Menge die Stiegen und das Polizeiaufgebot ist zu gering, um sie zu halten. Erst als Verstärkung kommt, öffnet man für Trudy die Tür.

Und weiter geht es durch die endlosen Straßen Newyorks, durch endlose Menschenmengen, durch unaufhörliches Winken, Feiern, Schreien, Grüßen, ihrem Heim zu. . . .

Oben aber, in einem alten, eleganten Hotel der Fünften Avenue, schreckt der Lärm einen jungen, dunkeläugigen Mann aus tiefen Sinnen. Er steht nicht auf, geht nicht zum Fenster, noch nimmt er das Telephon und fragt, was geschehen sei. Es ist ihm gleichgültig.

Es ist Krischnamurti, der Inder, in dem die T[h]eosophen den Erwählten Gottes sehen, und der gestern zu denselben Reportern, die sich heute über Schwimmen, Eiscreme im Wasser und Schlepddampfer unterhielten, gesagt hatte: „Woher nehmt ihr, die ihr nichts wißt, die Stirn, mich auszufragen? Amerika hat zu viel Materialismus und zu wenig Innerlichkeit. Amerika hat ein unglückliches Volk.“

Aber die Reporter, die so dumm nicht sind, haben ihn darauf schlagfertig zurückgefragt: „Warum, wenn du Innerlichkeit und Seele über alles stellst, fährst du im Luxuszug mit eigenem Wagen?“

Newyork empfängt.

Von **Ann Tizia Veitlich** (Newyork).

Berühmt werden ist eine Sache, und berühmt sein ist eine andere. Die stellt sich der Laie gemeinhin als eine durchaus rosenrote und ergötliche Angelegenheit vor. Und auch sie, die „Herrscherin aller Gewässer, die Bezwingerin Neptuns, das Wundermädchen, Amerikas Darling, die Königin der Schwimmer, Amerikas Eroberin des Kanals, Gertrude die Siegerin“ würde es nicht geglaubt haben, hätte es ihr jemand vorher gesagt, daß den Empfang in Newyork auszuhalten gefährlicher sein würde, als vierzehn Stunden lang heimtückische Wellen zu bekämpfen, um ein von allen Schwimmern der Welt ersehntes Ziel zu erreichen und den Engländern und Franzosen das Letzte zu nehmen, das sie gemeinsam besaßen, nämlich den Vermelkanal.

Da Gertrude Eberle bei Dover das Ufer erreichte, war sie frisch und fröhlich. Aber in Newyork warf sie das Zuviel-Gefeiertwerden aufs Lager, obwohl sie keineswegs unvorbereitet dazu gekommen war. Sie hatte, wie für das Schwimmen, auch dafür trainiert; in England und Frankreich, vor allem aber in Deutschland, wo sie Verwandte hat, war all die vergangenen Wochen hindurch ihrer jungen Tüchtigkeit gehuldigt worden. Und wenn man neunzehn ist und über einem Fleischhauerladen auf einer von Newyorks drittklassigen Avenuen aufgewachsen ist, verträgt man viel

davon. Aber der donnerartige, der frenetische, der unersättliche Empfang ihrer Heimatsstadt brach ihre von germanischer Rähigkeit und amerikanischer Selbstbeherrschung gestützte Kraft.

„Ich bin so nervös, so zappelig; und ich war es doch gar nicht beim Schwimmen“, meinte sie, während sie den kleinen lavendelblauen Hut herunternahm, der ihre Schwarzkirschenaugen beschattete und das frische Gesicht, das viel hübscher ist, als die Photographien es wiedergeben; schüttelte dann den Pubikopf, denn vom zehnten, vom achtzehnten, vom dreißigsten Stock herunter kam ein Platzregen von Konfetti auf ihr Haar und schickte über ihre Wangen wieder das strahlende Lachen, das sie seit drei Stunden unausgesetzt zur Schau tragen mußte und schwenkte wieder die Arme grüßend empor, damit die vielen, die nicht das Glück hatten, vorne zu stehen, sondern zehn, zwanzig, dreißig Mann tief drinnen, wenigstens den Schatten ihrer winkenden Hand sehen könnten. Währendessen drängte links und rechts, vorne und rückwärts berittene und unberittene Polizei die anstürmende Menge zurück, schnitt in sie mit Pferdehufen hinein, daß Verwundete und durch Hitze und Müdigkeit bewußtlos Gewordene hinweggetragen werden mußten, als sei es ein Schlachtfeld. Kleider hingen in Fetzen, Taschendiebe machten sich, vom Landungsplatz im Süden angefangen bis hinauf zur Amsterdam Avenue, wo Gertrudes elterliches Heim war, einen guten Tag und ohrenbetäubende Riesenlärmwogen, ein barbarisches Orchester von Autohuppen jeglichen Temperaments, Menschenstimmen, Stampfen, Applaus, Pfeifen erfüllte die Luft, soweit für Luft überhaupt noch Platz war.

„Ich bin so nervös.“ Ein Moment der Erschlaffung; aber gleich darauf wiederholte sie: „Es ist so wunderbar, alles ist wunderbar, dieser Empfang ist wunderbar. New-yorker, ich danke Euch!“

Sie hielt sich tapfer. Was hätte sie schließlich im Brennpunkt solchen Töhrwäböhuf sonst Gefchätteres fagen können, da fie das, was ihr wahrſcheinlich auf der Zunge brannte, doch nicht fagen konnte, nämlich: „Seht ihr denn nicht, daß ich nach monatelanger Abweſenheit nach Hauſe komme, daß ich, die ich als kleines Mädchen ging und als Weltchampion zurückkehre, Mutter und Geſchwiftern Bände zu erzählen habe, nur ihnen, nur zu Hauſe. Ja, ſeht Ihr nicht, daß ich nach der langen Reiſe jetzt einfach nach Hauſe will.“

Das zu erlauben, fiel ihnen freilich nicht ein, dieſen anderthalb Millionen, die Lunch und Geſchäft und die Wäſche im Waſchtrog vergeſſen hatten, um zu warten, zu ſchauen, zu feiern, mit teilzuhaben am Glanz um Gertrude. Sie hatte ihren ſüßen Anteil am Ruhm; aber nun wollte das Publikum auch ſeine Quote. Und Gertrude mußte lernen, daß Berühmtſein verpflichtet.

Schon auf der „Macon“ begann es, der kleinen, ſchmucken Yacht der Stadt, während fie der „Berengaria“ entgegenfuhr, die mit Gertrude an Bord um 11 Uhr die erſten Ausläufer des Landes draußen vor dem Hafen erreichen ſollte. Im winzigen, eleganten Salon ſiſt neben einem großen Gladiolenſtrauß eine brünette Frau, wohlgenährt, adrett, lebhaft, faſt könnte man ſagen, eine Wienerin vom Grund, ſprache ſie nicht unverfälfchtes Amſterdam - Avenue - Newyorkeſe. Unausgeſetzt lächelt ſie ſich mit einem Taſchentuch und unausgeſetzt ſpricht ſie; muß ſie ſprechen. Es iſt die Siegerin-Mutter, Mrs. Ederle. Um ſie und eng an ihr hängen wie ſchwärmende Bienen um ihre Königin, die Gentlemen and Ladies of the preſs, die entgegenwärtigen Reporter. Während ſie eine Frage himwerfen, ſchreiben ſie die Antwort auf die vorige auf, den Notizblock auf dem Rücken des Kollegen vor ſich, und ſchnappen ſchon nach dem nächſten geſchwinden Wort der Miſtreß.

Die antwortet wie eine Maſchine; ſie kennt ja dieſe Fragen ſchon alle; neues kann ſie ja nicht mehr fagen. Ob

Trudy Verehrer hat, wie sie über Heiraten denkt, ob sie fürs Theater schwärmt —

„Oh, she is just a home-girl,“ wiederholt Mama Ederle; „sie ist bloß ein sehr wirtschaftliches Mädel —“

Ihre Tochter ist jetzt berühmt und hat die Auswahl; aber die Ederle denkt wie alle Mütter: Sicher ist sicher; Kanallorbeeren sind schön, aber sie können morgen verwehrt sein. Doch ein Mann muß vor dem Altar Ja sagen.

„Ach, kochen tut sie für ihr Leben gern. Spätzle macht sie am liebsten, dafür schwärmt sie.“

„Spätzel — wie schreibt man das?“ fragt die rotlippige junge Person von den „Daily News“.

„S — p — ä — ß — l — e.“

„Is that German?“

„Ja, das ist — that is German,“ antwortet die Mama. Im letzten Moment besinnt sie sich und endet ihren Satz englisch. Dann steht sie auf: „So, jetzt, bitte, gebt mir aber Ruhe. Ich war so froh diesen Morgen, für einen Tag aus der Küche herausgekommen zu sein, aber meiner Treu, jetzt denke ich fast, die Küche war angenehmer.“

Man bringt ihr ein Glas mit einer perlenden goldgelben Flüssigkeit.

„Oh, was bekommen Sie da für einen feinen Schluck Champagner!“

Und die Bleistifte kritzeln vergnügt. Das ist etwas — Ma. Ederle als Trinklerin!

Die aber setzt schnell ihr Glas vom Mund ab: „Say, machen Sie keine Witze. Das ist nichts als Ginger Bier, Fast-Bier, da schauen Sie her —.“ Sie hat wirklich keine Lust, als Gesetzesübertreterin in die Zeitung zu kommen. „Von welchem Blatt sind Sie? Es ist bloß ginger-ale —.“

„Aber natürlich, ich spaßte ja nur, ich beschreibe ja nur Ihr Kleid“, sagt der enttäuschte Reporter.

Schon steht die kleine „Macon“ der Berengaria mit ihren drei arroganten dicken Kaminen und dem langgestreckten Riesenleib gegenüber. Motorboote, Yachten kreuzen, mit Willkommgrüßen bedeckt; Aeroplane surren auf und ab, Musik ertönt; das Bataillon der Photographen und Filmleute harret am Topdeck der „Macon“, angriffsbereit mit der schweren Artillerie ihrer großen Apparate. Als Trudy über die Falltreppe herunter auf die „Macon“ gehoben wird, beginnen alle Rebelhörner, Sirenen und Pfeifen auf allen Schiffen mit aller Macht zu gröhlen, und Mutter, Geschwister, Verwandte, Freunde fallen Trudy um den Hals. Sie trägt ein einfaches dunkelblaues Kostüm, einen blauen Schal und unter dem Knie niedliche Strumpfbänder von derselben Farbe. Sie hat den Kanal für Amerika besiegt, aber statt seines Schalps trägt sie den „Kanal-Scheiß“ am Gürtel, eine große orientalische Puppe.

Nur ein paar Minuten lang darf sie unterbrochen Wiedersehensfreude genießen, dann ruft schon die Pflicht. Mitten im kakophonischen Konzert der Rebelhörner und während im Kielwasser der „Macon“ die Feuerboote ihre großen Spritzen öffnen, so daß viele glitzernde Fontänen hoch über dem blauen Wasser in Silber zerstäuben, liefert sich Trudy geduldig den gezückten Bleistiften der Reporter aus. Ob sie Eiscreme gegessen habe, als sie aus dem Wasser kam, und ob der Schleppdampfer sie gehindert habe, und ob sie das Anerbieten, zum Kino zu ...

„Nichts über Anerbieten, kein Wort über Anerbieten“, unterbricht da streng Trudys Advokat-Impresario.

Die Reporter ärgern sich, denn sie hatten ihre „Geschichte“ schon danach aufgezaunt in Gedanken. Und eine Geschichte muß es werden, sonst kann es sie ihre Stellung kosten. ...

Am Platz hinterm Landungsquai wartet Newyork im Sonnenglast, auf der Straße, in den Fenstern, auf den Dächern der Häuser und Straßenbahnwagen. Deutsche Gesellschaften mit Fahnen und Rosenbüschchen; der Enzianverein in naphthalinduftenden Hiasl- und Dirndlgewändern, die sich am Hintergrunde des Standard-Vil-Gebäudes pathetisch ausnehmen. Ein langgestrecktes, feuerrotes Auto,

ein Geschenk für Trudy. In das springt sie unter dem Willkommjubel, auf dessen Wogen sie durch das Spalier fährt, Polizei auf Pferden und Motorrädern ihr voraus. Hinauf zum Rathaus und zum Bürgermeister geht es.

„Wir wußten, daß du es vollbringen würdest! — wir glaubten an dich! — wir vertrauten dir!“ ruft die Menge.

Und Gertrude: „Ich bin so stolz, eine Newyorkerin zu sein, für meine Flagge tat ich es, für U. S. A. tat ich es...“

Gertrude ist ein liebes, braves, gescheites Kind, und sie ist sehr weltweise geworden während der letzten Wochen; sie lernt langsam einsehen, daß sie nicht mehr sie selbst und für sich selbst allein da ist, sondern daß sie ein Geschäft ist, eine Firma. Daß es gilt, diese ins rechte Licht zu setzen und Heu zu machen, so lang die Sonne scheint. Deshalb hat sie auch einen gewiegten Advokaten immer zur Seite, der als ihr Impresario fungiert.

Sie winkt mit der langen Flagge, eine hat sie sich um die Mitte geschlungen; andere Flaggen und Flaggchen steigen und winken ringsumher; unzählige; Star and Stripes über allem. Nirgends merkt man die psychologische Aufgabe und Wirkung der Flagge besser als in Amerika. Und dies ist eine Gelegenheit, Nationalstolz wieder einmal lichterloh brennen zu lassen. Als die deutschen Gesellschaften die deutsche Abstammung Gertrudes, deren Eltern als Kinder hinübergekommen waren, in den Mittelpunkt besonderer Guldigungen stellen wollen, macht man es ihnen sehr bestimmt klar, daß Amerika Trudys Sieg ungeteilt und ohne jeglichen Bindestrich zu besitzen wünsche. Dies kann Deutschland freilich halt lassen. Denn es hat indes seinen eigenen Kanalschampion bekommen. Bierhötter, der die amerikanische „Königin der Wogen“ um zwei Stunden schlug, und demonstrierte, daß das männliche Geschlecht doch noch nicht auf dem letzten Loch pfeift.

Im Rathhaus, als sich der Bürgermeister der größten Stadt vor ihr bewat und sie mit George Washington vergleicht (Uebergang über den Delaware) und Moses (Durchgang durch das Rote Meer) wankt sie ein wenig; Tränen stehen in ihren Augen. So groß will sie gar nicht sein, so hoch oben schwindelt es ihr — wirklich. Sie ist ja bloß ein Homegirl.

Aber eben deswegen! Ein Homegirl mit ihrer Entschlossenheit, ihrer Gesundheit, ihrem Mut und ihrer Ausdauer, ist es nicht das Beste, auf das ein Land stolz sein kann? Und Dudley Field Malone, ihr Advokat-Impresario, lächelt ihr aufmunternd zu aus seinem hübschen, schlaun Weltmanns Gesicht.

Dann muß sie warten; zwanzig Minuten; eine halbe Stunde — sie, der Bürgermeister und ihre Gesellschaft sind eingesperrt in des Bürgermeisters Büro; denn draußen stürmt die Menge die Stiegen und das Polizeiaufgebot ist zu gering, um sie zu halten. Erst als Verstärkung kommt, öffnet man für Trudy die Tür.

Und weiter geht es durch die endlosen Straßen New Yorks, durch endlose Menschenmengen, durch unaushörliches Winken, Feiern, Schreien, Grüßen ihrem Heim zu. . .

Oben aber, in einem alten, eleganten Hotel der Fünften Avenue, schreckt der Lärm einen jungen, dunkeläugigen Mann aus tiefen Sinnen. Er steht nicht auf, geht nicht zum Fenster, noch nimmt er das Telephon und fragt, was geschehen sei. Es ist ihm gleichgültig.

Es ist Krishnamurti, der Inder, in dem die Theosophen den Erwählten Gottes sehen, und der gestern zu denselben Reportern, die sich heute über Schwimmen, Eiscreme im Wasser und Schlepddampfer unterhielten, gesagt hatte: „Woher nehmt ihr, die ihr nichts wißt, die Stirn, mich auszufragen? Amerika hat zu viel Materialismus und zu wenig Innerlichkeit. Amerika hat ein unglückliches Volk.“

Aber die Reporter, die so dumm nicht sind, haben ihn darauf schlagfertig zurücksie gefragt: „Warum, wenn du Innerlichkeit und Seele über alles stellst, fährst du im Luxuszug mit eigenem Wagen?“